

HENRIK FONTAINE

GRETE
KOHLHAAS
UND
MICHAEL
MINDE

AUS EINER SCHÖNEN
NEUEN CHRONIK

Novelle

FRIELING

„Wir landen sofort in einem Uzi. Außerdem dauert so was viel zu lang und wir brauchen es auch nicht. Ich glaube, dein Ziel, unsere Ziele, was immer sie sein mögen, können wir zu dritt am besten erreichen. Uns verbindet dreierlei: Wir haben alle keine Familie, Kai und ich waren immer allein und du, Michael, verdammt, hast deine verloren. Wir wollen Genugtuung von diesem Unrechtsstaat. Und wir sind seit langem Freunde. Wir sollten uns in einer Woche hier wieder treffen. Bis dahin gehst du, Michael, wie gewohnt in deine Kanzlei und wirst dir im Übrigen über deine Ziele klar. Kai und ich werden ebenfalls überlegen, wie wir am besten vorgehen können. Außerdem werden wir wieder Fühlung zu einigen ehemaligen Kollegen aufnehmen. Es gab nämlich auch welche, die uns verstanden haben.“

So ging man auseinander. Und tief unter seinem Bewusstsein ruhte Michaels schöne, beständige, vierte Welt.

Bei ihrer nächsten Zusammenkunft entwickelten sie einen vorläufigen Plan.

*

Den Vertretern von Presse, Rundfunk und Fernsehen, die teilweise schon in der Nacht nach dem Brand in seinem Privathaus ein Interview hatten haben wollen, ließ Minde durch eine Sekretärin mitteilen, er wolle am nächsten Ersten auf einer Pressekonferenz eine Erklärung abgeben.

Wenig später übergab er die Kanzlei einem seiner

Partner; und Dr. Michael Minde beendete seine Anwaltstätigkeit.

Er fuhr nach Berlin, um mit Gretes Tante Lene, mittlerweile zurück aus dem Urlaub, nochmals die letzten Wochen und Tage zu durchleben und mit ihr zu weinen. Was den Verlust der Nichte für ihre Tante noch schmerzlicher machte, war die Unkenntnis über den Verbleib der Kinder. Um Michael und sich zu trösten, versprach sie beim Abschied, den Aufenthaltsort Leas und Henrys zu ermitteln. Aber schon nach kurzer Zeit musste sie dem Vater mitteilen, dass die Kinder wohl zunächst in ein Babina in der Nähe von Berchtesgaden verbracht worden waren, dass sie jedoch wöchentlich an einen anderen Ort verschleppt würden, den ein Zufallsgenerator bestimme. Eine Suche wäre leider aussichtslos.

Im Übrigen behielt Frau Helene Pohl zu ihrer großen Verwunderung ihren Arbeitsplatz, obwohl oder weil Vorgesetzte und Kolleginnen von ihrer Verwandtschaft mit Grete Minde wussten.

*

Bisher hatte sich der ehemalige Anwalt an Recht und Ordnung gehalten. Lebenslanges Lernen war verordnet; und Minde sah wissbegierig und tatendurstig ein neues weites Aufgabenfeld vor sich.

Die noch von der Kanzlei Minde angekündigte Konferenz findet im Sitzungssaal der örtlichen Tageszeitung statt; alle Aus- und Inlandsmedien haben Vertreter gesandt. Dr. Michael Minde sagt: „Meine

Damen und Herren! Ich danke für Ihr Erscheinen. Ich fordere die Herausgabe meiner Kinder, die Zurücknahme des *Babybetreuungsgesetzes*, den sofortigen Rücktritt von Regierungsoberhaupt und Kabinett und deren Ächtung wegen Raubmordes.“

„Raubmord, Herr Rechtsanwalt?“

„Ja, ich unterstelle der Regierung niedrige Beweggründe, Habgier, Heimtücke und Grausamkeit, auf Grund derer sie meine Frau in den Tod getrieben und meine Kinder geraubt hat. Keine weiteren Fragen!“ Und ernst verlässt Dr. Minde den Saal. Und ernst sind alle Anwesenden. Und niemand hält ihn auf.

*

Das große Echo auf Mindes Erklärung hatte zunächst den Tenor, hier sei ein Mann nach der Wahnsinnstat seiner Ehefrau verrückt geworden. Teilweise schrieb man auch von Hybris, Missachtung der Regierung, Verächtlichmachung usw. Von einer Gefahr, die von diesem Manne ausgehen könnte, war jedoch nicht die Rede. Massenmedien und Menschen erwarteten mit Spannung eine Reaktion des Regierungsoberhauptes. Dazu richteten die Fernsehsender tägliche „Brennpunkte“ ein, die jeweils aber lediglich eine Viertelstunde lang überwiegend schweigende Reporter zeigten. Und sie schwiegen mit betroffenem Gesichtsausdruck meist vor dem Reichstag in ihre Mikrofone. Aber aus Regierungskreisen keinerlei Verlautbarungen.

In der Folge wurde Minde täglich von vielen Massenmedien, aber auch Universitäten, Schulen und

Kirchengemeinden zu Interviews, Podiumsdiskussionen und Talkshows eingeladen. Einen einzigen Termin nur nahm er wahr.

*

Talkshows erfreuen sich großer Beliebtheit. Unter anderem deshalb, weil sie Publikum und Zuschauern vermitteln, Klatschen und vor allem Nicht-Klatschen seien intelligente Äußerungen. Klatscher und Nicht-Klatscher haben das Gefühl, politische Prozesse mitzugestalten, und sind folglich überzeugt, wichtig zu sein.

Dr. Michael Minde ist Gast bei „O'Brien lädt zum Plausch“, der Talkshow mit der größten Einschaltquote. An der Rederunde nehmen drei ständige Mitglieder teil, ein Mann, eine Mannfrau, eine Frau. Die Leitung hat die Mannfrau O'Brien. Eingeladen werden ein bis zwei Gäste. Der Kreis ist umgeben von Publikum, darunter Claqueure.

O'Brien zwirbelt beidhändig ihren Salvador-Dalí-Bart. „Herr Minde“, beginnt sie in forschendem Ton, „fühlen Sie sich in der Lage, uns ...“

„Pardon“, unterbricht Minde, „wenn ich Ihresgleichen sehe, habe ich keine Gefühle.“

O'Brien schnappt nach Luft. „Meine Damen und Herren“, wendet sie sich an das Publikum, „Sie sehen, mit wem wir es zu tun haben.“ Unmut allenthalben.

„Unverschämtheit“, rufen die Claqueure.

„Aber, nun gut“, fährt die Mannfrau fort, „können Sie uns, Herr Minde, etwas über die Motive mitteilen, die Ihre Frau zu ihrem Todesflug bewegten?“

„Ich denke nicht daran.“

„Aber die Öffentlichkeit hat ein Recht ...“

„Geschenkt“, und Minde wirft seine Hand über die Schulter.

„Herr Minde, wollen Sie uns verraten, warum Sie hier sind?“, fragt der Moderator und gibt sich sachlich.

„Zum Spaß.“

„Das ist nicht Ihr Ernst.“

„Sag' ich doch.“

Jetzt werden die Zuschauer sehr ungehalten. Bestellte rufen: „Schmeißt ihn 'raus!“

Einige Zeit vergeht, bis sich die Entrüsteten beruhigt haben. O'Brien setzt die Show fort: „Nach dieser kleinen Einlage, Herr Minde, könnten Sie uns vielleicht einige Erläuterungen zu Ihrer, sagen wir, eigenwilligen Anklage geben, die Sie jüngst in Ihrer Pressekonferenz formuliert haben.“

„Deshalb bin ich hier, so stand es in Ihrer Einladung.“

„Zu unser aller Erinnerung“, sagt O'Brien, „darf ich Ihre Äußerungen nochmals im Wortlaut wiedergeben.“ Der Text erscheint auf einer Großbildwand. Jetzt äußert sich erstmals die zweite Moderatorin. „Herr Minde, ich glaube, es fällt uns allen sehr schwer, Ihre Forderungen nicht für absurd zu halten. Finden Sie nicht auch?“

„Keineswegs.“

„Gut, sehen wir einmal davon ab, Herr Minde, dass Sie weder die Instanz sind, einen Rücktritt zu fordern, noch ihn gar herbeizuführen. Aber wie kommen Sie, der Rechtsanwalt Minde, auf Mord, Raubmord?“

„Sehen Sie“, beginnt Minde, „ein gescheiter Historiker schrieb einmal in einer wissenschaftlichen Abhandlung, dass die Menschen vor langer, langer Zeit eine abhanden gekommene Auffassung von der Liebe hatten. Wenn sie jemanden liebten, wollten sie mit ihm für immer zusammen bleiben. Und der gescheite Historiker meinte, dies sei nicht zum Belächeln, nur zum Beneiden. Er stellte weiter fest: ‚Ein Leben lang einen Mann zu lieben, ein Leben lang eine Frau zu lieben, das ist von solcher erhabenen Einfachheit, dass es, wie jedem sofort einleuchten wird, nur noch eine Frage der Zeit war, wie lange die fortschrittliche Umwelt dies dulden würde.‘“ Minde macht eine kurze Pause. Das Publikum schaut ihn gespannt an. „Irgendwann“, fährt Minde fort, „begann irgendein selbsternannter Heilsbringer vom Unterschied der Begriffe ‚von gestern‘ und ‚modern‘ zu predigen. Den Menschen, die ihr Leben zwar manchmal etwas mühsam fanden, im großen Ganzen aber Tag und Nacht mit fröhlicher Zuversicht meisterten, verkündete er, ihr jämmerliches Dasein sei von gestern. Modern sei anders. Was er denn damit meinte? Das konnte der Prediger nicht richtig beantworten, denn so genau wusste er es selbst noch nicht.

Aber es kamen andere Heilsbringer. Krankheiten waren von gestern, Medizin modern. Schwerarbeit von gestern, Maschinen modern. Nicht mehr Waschtage, dafür Waschmaschinen. Aus der anfänglichen Feststellung wurden nach und nach die Identitäten: ‚Von gestern‘ gleich schlecht, ‚modern‘ gleich gut. Ein Jahrhundert später erkannten Politik und ihre Hintermenschen

endlich die Möglichkeiten, das Wortpaar für Propagandazwecke zu nutzen. Kultur war von gestern, Zivilisation modern, Sein war von gestern, Haben modern. Verzicht von gestern, Konsum modern. Dörfer von gestern, Städte modern, Männer von gestern, Männlein modern. Fräulein von gestern, Mannfrauen modern. Nächstenliebe von gestern, Selbstliebe modern, Mütter von gestern, Tagesmütter modern. Kinder von gestern, Investmentfonds modern. Familien von gestern, Patsch-Arbeitsfamilien modern. Und der vorerst letzte Akt: Die veralteten Mutterbrüste werden durch moderne Babyinternate abgelöst. Ich wiederhole: ‚Von gestern‘ ist schlecht, ‚modern‘ ist gut. Im Übrigen kann man (Staat, Medien, Denunzianten, Mitmenschen etc.) Menschen, denen man den Super-Superlativ „Ewiggestrige“ anhängt, endgültig ins Abseits stellen. Oder man steckt sie in ein Uzi.“

Wieder hält Minde inne. Niemand stört ihn. „Über Jahrzehnte“, ergänzt Minde, „haben Führungs- und Verführungskräfte Frauen und Männer ihrer Identität beraubt, damit auch die Familien, damit die Kinder. Und alles vollzog sich schleichend, kaum merklich. Das nenne ich heimtückisch.“

Kinder mit vier Monaten von ihren Eltern zu trennen, um sie in einem Babyinternat mit sogenannten Betreuern allein zu lassen und so schnell wie möglich ans Fließband zu setzen, ist grausam. Und es dient dazu, diese Kinder später als menschliche Roboter zur Steigerung von Steuereinnahmen, Aktienkapital und einiger weniger Privatvermögen zu versklaven, also aus Habgier. Das ist ein niedriger Beweggrund.“

Erneut macht Minde eine Pause. Endlich resümiert er: „Wird ein Mensch heimtückisch, grausam und aus niedrigen Beweggründen getötet, so ist das Mord. Im Übrigen haben Sie recht: Es ist absurd. Ich verzichte auf die Forderung des Rücktritts der Regierung. Diese würde doch nur durch die nächste Worthülsestruppe abgelöst.“

Interessiert hat man Minde zugehört. „Ich gebe zu, Herr Minde, Sie haben lange gesprochen“, reagiert O'Brien. „Sophantastisch, möchte ich sagen.“

„Sophistisch“, raunt der Moderator ihr zu.“

„Aber jeder hier weiß doch“, fährt O'Brien ungehalten fort, „die Regierung ist immer nur von einem Gedanken beseelt: Den Menschen eine noch bessere Zukunft zu schaffen, Schaden vom Volk abzuwenden und dabei pragmatisch vorzugehen. Darf ich uns allen ein paar Sätze aus der Regierungserklärung von heute morgen zitieren: ‚Alle Bürgerinnen und Bürger fordere ich auf, allzeit pragmatisch zu denken und zu handeln. Denke und handle pragmatisch, und du denkst und handelst modern. Das, liebe Bürgerin, das, lieber Bürger, ist zeitgeistgemäß.‘“

Michael bekommt einen Lachanfall. Er steht auf, führt einen kurzen Veitstanz auf, setzt sich wieder und beruhigt sich.

„Meinen Sie, Herr Minde, Ihre Reaktion ist angemessen? Schließlich sind Sie frischgebackener Witwer!“, bemerkt O'Brien spitz.

„Frischgebacken ist gut“, erheitert sich Minde aufs Neue. „Aber nein, natürlich nicht. Sie haben völlig recht. Ich bitte um Nachsicht. Jedoch, das Wort

„pragmatisch‘ löst bei mir unter allen Umständen einen Lachreiz aus; reflexartig.“ Es sei wie beim Niesen. Manchmal glaube er, irgendein Geist, kein Zeitgeist, diesmal eher ein afrikanischer, habe sich seiner bemächtigt.

„Ihren Glauben in Ehren, Herr, ich glaube, wir sind hier alle neugierig, was diese pathologische Reaktion bei Ihnen ausgelöst hat“, sorgt die Moderatorin unter beifälligem Nicken des Publikums für Stimmung. „Vielleicht sind Sie so nett und klären uns auf.“

„Aber gerne. Ich musste wieder an ein Buch denken, das ich früher zu meinem Vergnügen wiederholt gelesen habe, das ‚Wörterbuch des guten Menschen‘, eine Art Gegendarstellung auf das seinerzeit bekannte ‚Wörterbuch des Unmenschen‘. In dem Büchlein wird die Ausdrucksweise der damaligen sogenannten Gutmenschen verballhornt, die mit intellektuellem Anstrich, sich stets absichernd, in der Regel Schuldgefühle vermitteln wollten. Alphabetisch geordnet erklärt es alle Begriffe wie in jedem normalen Wörterbuch, beschmunzelt sie aber zusätzlich in kleinen Anekdoten.“

„Und da steht wohl auch ‚pragmatisch‘ drin?“

„Genau.“

„Dann lassen Sie hören und machen Sie es nicht so spannend! Vielleicht können wir ja auch lachen“, grinst O’Brien in die Runde.

„Also“, bemüht Michael sein Gedächtnis, „da stand so ungefähr:

pragmatisch (geschäftskundig); 1) Als das Schiff sank, suchte Boxer nicht lange nach dem Leck, sondern

nahm pragmatisch den Eimer in die Hufe und schippte; 2) Die engagierte Journalistin löst das Problem der Überbevölkerung auf pragmatische Weise, indem sie schweren Herzens auf eigene Kinder verzichtet. Frau kann sich dann auch unbeschwerter engagieren. Dazu macht sie einen Swahili-Kurs an der Volkshochschule, reist für vierzehn Tage in ein Fünf-Sterne-Hotel nach Durban und macht einen zweistündigen Abstecher in ein Krisengebiet. Dort verteilt sie an den siebenundvierzigfachen Familienvater Abu Timbu Ktu Verhütungsmittel. Der anschließend auf WahrheitsTV zu sehende Beitrag „Sehnsucht – Ein Dorf in Afrika“ macht nachdenklich: Ausgemergelte, lachende Kinder spielen mit Luftballons.“

Darauf herrscht für einen kurzen Moment Schweigen im Studio. Die Moderatoren schauen sich entgeistert an. O'Brien flüstert ihnen zu: „Mit dem Boxer meint er bestimmt Max Schmeling“, worauf diese zaghaft nicken. Das Publikum sitzt mit offenem Mund und rätselt. O'Brien vorwurfsvoll: „Zu Ihrer bevorzugten Lektüre, Herr Minde, gehören wohl Machwerke, in denen beispielsweise so beliebte Sportarten wie das Boxen verunglimpft werden.“

Plötzlich von irgendwo her ein Glucksen. Es steckt an. Einer: „Siebenundvierzig Luftballons!“ Überall beginnt Gelächter. Dann ruft jemand mit Rhythmus: „Abu Timbu Ktu, Abu Timbu Ktu.“ Alle nehmen den Ruf auf. Alle sind aus dem Häuschen. Dr. Minde verlässt den „Plausch“.

Der Ansager erscheint auf den Bildschirmen und verkündet, die Talkshow könne auf Grund einer technischen Panne leider nicht weiter über-

tragen werden. Fran³ werde stattdessen „Kondome – Segen der Menschheit“, einen Film von Amazone Kurzphall-Langenscheid und Sappho Langenscheid-Kurzphall, zeigen.

*

Aufgrund des außergewöhnlichen Unterhaltungswertes von „O'Brien lädt zum Plausch“ war das Echo überaus groß. Tausende von Kurzaussagen im Orbit übermittelten die Zustimmung ihrer Absender zu den Ansichten und Forderungen Dr. Mindes. Das hatte er nicht erwartet. Die Zahl seiner Anhänger stieg lawinenartig an. „Weiter so, Abu Timbu Ktu!“, twitterten viele. „Familienglück mit 47 Kindern“: So oder ähnlich machten die Boulevardzeitungen auf. Die seriösen titelten: „Stößt der Pragmatismus an seine Grenzen?“

Es hagelte Einladungen. Wieder meldeten sich Massenmedien, Schulen, Hochschulen und religiöse Gemeinschaften. Ein Boxverein forderte Minde auf, in seinem Vereinshaus Fragen verunsicherter Mitglieder zu kontern.

Journalisten und dergleichen mehr belagerten sein Grundstück. Es gelang ihm, beim Schwager auf dem schwiegerelterlichen Gut Unterschlupf zu finden. Aber auch dort wurde er nach kurzer Zeit aufgespürt. Das nachrichtende und kommentierende Gewerbe machte seine Arbeit. Minde fand keine

3 politisch korrektes Synonym für „man“

Ruhe. Schließlich rettete er sich zu Kai Montag in den Süden.

Winston Morus war ebenfalls gekommen. Man fiel sich um den Hals und Michael musste Gratulationen entgegennehmen. „Der Plausch war grandios, Herr Doktor. Du bist der Held, und die O’Briens haben verloren.“ Ernst erwiderte Michael: „Damit habe ich meine Kinder nicht zurück und erst recht nicht Grete!“

„Trotzdem“, strahlte Kai, „jetzt wird alles leichter. Du hast viel mehr Menschen auf deine Seite gebracht, als wir zu diesem Zeitpunkt hoffen durften. Sicher bekommst du Lea und Henry wieder zurück!“

Alle beschlossen, einen Tag Kräfte zu schöpfen. Die Freunde verkleideten Michael mit einem Tirolerhut und einer großen Sonnenbrille und gemeinsam wanderten sie in den nahen Berg. Sie freuten sich, zusammen zu sein. Auf der „Einödshütte“ gab es Neuzeitbrot in milder Luft unter warmer Sonne. Winston holte eine kleine Mundharmonika hervor und spielte mit geschlossenen Augen. Die getragene Melodie ging ihnen durch Mark und Bein. Alle fühlten den seltenen Augenblick. So müsste es immer sein. Lange Stille rundherum. Winston wurde lyrisch: „Über allen Gipfeln ist Ruh’.“

„Warte nur, bald ruhest auch du“, lachte Kai, dem die Atmosphäre zu gefühlvoll geworden war. „Lasst uns abbaumen!“

Auf dem Rückweg kühlte sich die Luft ab, und es begann zu regnen. Durchnässt, aber erholt, erreichten sie Kais Haus.

„Und der Regen, der Regen, der rinnt ...“, Michael stand am Fenster in Kais guter Stube und sang mit hypnotischer Inbrunst. Winston begleitete ihn auf seiner Mundharmonika. Kai schenkte Grog nach. „Und der Regen, der Regen, der rinnt ...“, Michael dirigierte mit dem Tirolerhut. „Dass ich immer an dieses verdammte Lied denken muss. Andere Lieder würden wahrscheinlich viel besser herpassen.“

„Leg dich schlafen“, riet Kai und legte seine Hand auf Michaels Schulter. „Geh nach oben. Da ist es gemütlich.“ Doch Michael schaute lieber weiter gedankenverloren aus dem Fenster und lauschte dem Regen.

Dann grollte es aus ihm: „Diese verdammte Talkshow! Wie konnte ich mich nur so aufführen!“

„Das war Event pur“, schwärmte Kai. „Sowas will das Volk sehen und hören.“ Winston lachte und summt: „Und der Regen, der Regen, der rinnt ...“

„Ein blödes Lied“, murrte Michael.

Sie schwiegen, jeder in seiner Welt, und die Nacht kam. „Nun geh’ endlich zu Bett“, drängte Kai erneut. Michael zögerte.

„Ist noch was?“, fragte Winston.

„Ich danke euch beiden für diesen schönen und traurigen Tag.“

„Wir haben uns erholt und besonnen, Michael. Ab morgen stürmen wir!“

Während des Frühstücks erzählte Winston, in der Nacht wäre ihm nach wirren Träumen im Halbschlaf ein hoher ägyptischer Regierungsbeamter erschienen, über den ihm sein Großvater seinerzeit viele Ge-

schichten erzählt und den er als den Inbegriff eines charaktervollen, unbestechlichen Mannes gerühmt hätte. Mit seinem Wahlspruch „Wehe dem, der wehe thut!“ hätte dieser Reïs Effendina im 19. Jahrhundert sehr erfolgreich Sklavenjäger gejagt. (Und im Übrigen wäre damals „thun“ noch genauso mit einem „h“ geschrieben worden, wie der Thron des Kaisers.)

„Das waren noch Zeiten“, spöttelte Kai.

Winston ließ sich nicht beirren. Durch diesen längst verstorbenen Ägypter fühlte er sich noch einmal bestätigt: Sie müssten ihren eingeschlagenen Weg weiter gehen. Ihm sei dann eine Idee gekommen, wie sie sich die Reaktion der wackeren Welt auf die Talkshow, Michaels unerwartete Popularität, zunutze machen und ihr Vorhaben beschleunigen könnten ... Nach anfänglicher Skepsis erfassten auch Kai und Michael bald Winstons Zuversicht und Begeisterung.

Anschließend fuhren Kai und Winston los, um verschiedene, notwendige Besorgungen zu machen. Nach ihrer Rückkehr stand eine zweite Kanne Kaffee bereit; alle drei krepelten die Ärmel hoch und machten sich an die Arbeit. In der folgenden Nacht benutzten sie Kais großen Transporter für die geplante Unternehmung. Sie kehrten in der Morgendämmerung zurück. Man kam überein, die weitere Entwicklung abzuwarten und hoffte, die momentane Stimmung der Massen und Medien richtig eingeschätzt zu haben. Voller Zuversicht verabschiedeten sich Michael und Winston von Kai und kehrten nach Hause zurück.

Das Pergament war halb so groß wie die Eichentür des Domes, an die es genagelt war. Umrandet von einem goldenen, wellenförmigen Doppelstreifen zeigte es im Hintergrund ein gemaltes Motiv aus dem Märchen „Rotkäppchen“. Darauf stand mit roter Schrift:

„Modernisiertes, modernes Kinderlied

1. *Siebenundvierzig Babylein, die Mütter sind ganz jeck. Eines holt der Staat ins Heim, da ist ein Kindlein weg.*

2. *Sechsendvierzig Babylein, die Väter sind ganz jeck. Ein weitres holt der Staat ins Heim, da ist das nächste weg.*

3. *Fünfundvierzig Babylein, die Mütter sind ganz jeck. Ein weitres holt der Staat ins Heim, da ist das nächste weg.*

...

36. *Zwölf süße Babylein, die Väter sind ganz jeck. Ein weitres holt der Staat ins Heim, da ist das nächste weg.*

37. *Elf süße Babylein, die Mütter sind ganz jeck. Ein weitres holt der Staat ins Heim, da ist das nächste weg.*

...

47. *Ein süßes Babylein, beim lieben Gott bestellt; der Staat holt's; tut besorgt zum Schein. Schöne neue Welt!*

48. *Ein kleines Mütterlein bekommt den größten Schreck. Der Staat, der naht im Heil'genschein und nimmt ihr Kindlein weg.*

49. *Zwei kleine Väterlein bekommen einen Schreck. Der Staat, der naht im Heil'genschein, nimmt ihre Kindlein weg.*

50. *Drei kleine Mütterlein bekommen einen Schreck. Der Staat, der naht im Heil'genschein, nimmt ihre Kindlein weg.*

...

60. *Dreizehn kleine Mütterlein schrein weh, o weh, o weh! Da lacht der Staat: „Sind alle mein! Yeah, yeah, yeah!“*

61. *Vierzehn kleine Väterlein schrein weh, o weh, o weh! Da lacht der Staat: „Sind alle mein! Yeah, yeah, yeah!“*

...

95. *Die alten Zeiten sind vorbei. Nur Machtgeld macht den Held. Das Rotkehlchen ist vogelfrei. Schöne neue Welt!*

Darunter war ein Emblem gemalt, das Siegfried als Drachentöter und ein integriertes ZoF darstellte.

*

Ein alter Mann, dem man ansah, dass er die modernen Zeiten nicht mehr einholen wollte, und der auf dem Weg zum Bäcker täglich den Dom passierte, wo er sich in der Höhe des Portals zu bekreuzigen pflegte, entdeckte gegen Morgen das angeschlagene Plakat. Er murmelte es vor sich hin und erkannte das ursprüngliche Lied. Kopfschüttelnd nahm er das Emblem am Ende zur Kenntnis, bekreuzigte sich ein weiteres Mal und fing zu singen an. Davon angelockt näherten sich zwei junge Frauen auf ihrem Weg in die angrenzende Finanzwelt, überflogen den Text und versuchten, Emblem einschließlich Kürzel zu interpretieren.

„Das ist Zebras omnipotenter Freund, der Rächer, der dem Löwen zeigt, was ein echter Mann ist“, assoziierte die eine frei und spontan. Privilegiert, wie die beiden Mittelmanagerinnen sich zu Recht fühlten, konnten sie in ihren Arbeitstag gleiten und sich von Volkes Stimme stimulieren lassen. Der alte Mann war nämlich stehen geblieben und die erfrischende Melodie, für den Tagesbeginn gerade richtig, belebte auch vier jung ergraute Männer auf dem Rückweg von ihrer Nachtschicht. Nachdem auch sie sich mit dem Inhalt des Pergaments vertraut gemacht hatten, fragten sie den alten Mann, der mittlerweile zum Ende gekommen war, ob er denn wüsste, was das Ganze sollte und wer oder was wohl mit „ZoF“ gemeint sein könnte. Der Alte dachte nicht lange nach und erklärte, es hätte da vor vielen Jahren ein „Zentrum ohne Fortschritt“ gegeben, deren Bewohner frei von modernen Segnungen wie Elektrizität, Heizöl etc. zu überleben suchten. Auf die Eingangstür war ein feuerspeiender Drache gemalt. Danach sähe das Ganze seiner Meinung nach aus. Aber bei Licht betrachtet, könnte es eigentlich denn doch nicht sein. Die Leute wären ja längst erfroren.

Nach und nach versammelten sich immer mehr Menschen. Der frisch gekorene Barde wurde aufgefordert, das Lied zu repetieren und so legte er sich, seiner unerwarteten Wichtigkeit bewusst, mit Verve ins Zeug. Damit nicht genug, er begann nun auch, die Melodie mit den Umstehenden einzuüben. Der alte Mann verfügte über ausgeprägte pädagogische Gaben, denn nach kurzer Zeit schon konnten seine

Schüler die Weise von den Babylein fröhlich mitsingen.

Es traf sich, dass der Bischof, der als ein wenig knauserig galt, an diesem Morgen zusammen mit dem Domprobst das Gotteshaus aufsuchen wollte, um sich selbst davon zu überzeugen, ob denn der von seinem Begleiter angemahnte Neuanstrich der Sakristei wirklich schon vonnöten sei. Unter freundlichem Grüßen der inzwischen größeren Menschenansammlung, die eben „... *beim lieben Gott bestellt* ...“ schmetterte, erreichten sie gemessenen Schrittes über die große Treppe den Eingang, wo sie beim Anblick der außergewöhnlichen Verzierung erstaunt verharren. Der leicht erregbare Domherr wollte das Machwerk umgehend entfernen. Aber der Bischof hielt ihn zurück: „So lass’ er doch nur, Probst“, verfiel er in die alte Anredeform. „Schauen wir uns die Botschaft doch einmal genauer an.“ Mit einiger Muße – den Vokalpart hatte man respektvoll unterbrochen – konnten die Kirchenmänner den Text studieren. Hierauf meinte der Bischof: „Wir wollen die fünfundneunzig Thesen an ihrem traditionellen Platz belassen, für alle Menschen sichtbar. Das Lied gefällt mir.“ Ohne auf das „Postskriptum“ einzugehen wandte er sich lächelnd um und segnete seine Schäfchen. Als er sodann mit dem Probst im Dom verschwand, meinte man in der unmittelbaren Nachbarschaft, den hohen Herrn heiter pfeifen zu hören.

Solchermaßen gestärkt, konnte es im Forte weitergehen. Auch den Text kannte man nun auswendig, da ja Strophe auf Strophe gewissermaßen einem ein-

fachen mathematischen Gesetz folgte. Als Vorlage wurde das Pergament nicht mehr gebraucht.

Noch war indes niemandem das dezent gemalte Hintergrundmotiv aufgefallen, das von den roten Textzeilen überdeckt wurde, als ein etwa achtjähriger Junge, der sich durch die sangesfreudigen Erwachsenen zur Domtür hin gezwängt hatte, zwischen zwei Strophen ausrief: „Da ist ja Rotkäppchen! Rotkäppchen und der böse Wolf!“

Sofort verstummte der Chor und man nahm die neue Herausforderung in Augenschein. Auch den Text des Liedes hatte man bisher noch gar nicht in das Geschehen mit einbezogen. „Siebenundvierzig Rotkäppchen. Die armen Kleinen!“

„Ja, aber auch der arme Wolf.“

„Der Staat erspart den Babylein Rotkäppchens Schicksal.“ Zu solchen und ähnlichen Vermutungen sahen sich einige mehr oder weniger ernsthafte Zeitgenossen veranlasst.

Die Dienste des alten Mannes waren nicht mehr gefragt. Er erinnerte sich seines eigentlichen Vorhabens, zog von dannen und sprach zu sich: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, bin nicht groß, bin ein wahrer Erdenkloß. Ich bin klein, mein Herz ...“

Die Menschenansammlung auf dem Domplatz nahm weiterhin exponentiell zu. Durch jahrelange, pausenlose Reize der Lichtgeschwindigkeitsmedien abgestumpft, war die Anziehungskraft von noch so unbedeutenden Ereignissen, bei denen Menschen in der wirklichen, nicht virtuellen Welt zusammenfanden, unwiderstehlich, erst recht dann, wenn es sich

um eine Sensation handelte. Aber allein die Präsenz der Vorläufer war verheißungsvoll. Es musste etwas los sein. Was los war, wurde den neu Ankommenden phantasievoll mitgeteilt. Alle waren gut gelaunt. Man unterhielt sich, man sang, summte, piff, man war zusammen, gleichgesinnt. Die Zeilen an der Domtür irritierten, dafür gab es eine eingängige Melodie; und man konnte damit gemeinsam, mit Menschen, an denen man kurz zuvor noch vorbeigelaufen wäre, aus dem Stegreif ein Erlebnis schaffen. Alles war schön, auch das Wetter, die Welt sowieso; durch einen wolkenlosen, blauen Himmel schien die Sonne.

Am späteren Vormittag ging ein Raunen durch die Menge. Über OrBit hatte sich die „Zeitgeistlosen-Fraktion“ zu dem Anschlag bekannt. Ihr Gründer Michael Minde wolle vorausschauend noch darauf hinweisen, dass geistlos und zeitgeistlos zwei verschiedene Paar Schuhe seien. Nun hatte zwar das Rätselraten auf dem Domplatz insofern ein Ende, als der Name Dr. Minde mittlerweile den meisten Schaulustigen durch seine öffentlichen Auftritte bekannt war. Aber mit der Bezeichnung „Zeitgeistlose“ konnte man nichts anfangen. Sie machte Kopfzerbrechen. Die Menge rätselte. Viele, die den Doktor mittlerweile ganz nett fanden, versuchten, für ihn gute Stimmung zu machen. Aber sie konnten sich die eigenartige Wortschöpfung seiner mysteriösen Geisterfraktion auch nicht erklären. Zum Schluss waren sich die meisten einig: „Es sind halt Geistlose. Verrückte.“ Nur einer meinte: „Geist oder Zeitgeist. Das ist jedenfalls dieser Timbu Ktu. Ich kann

den armen Mann verstehen. Der hat doch Frau und Kinder verloren. Und jetzt bittet er die Kirche um Hilfe.“

Inzwischen sind für das leibliche Wohl der Domplatzgemeinschaft Getränkestände, Würstchenbuden und ähnliche mehr aufgefahren worden.

Die Massenmedien kamen, fotografierten den Eingangsbereich des Domes mit dem Pergament, filmten die vielen lachenden und singenden Schaulustigen davor, fingen die Stimmung ein, machten erste Interviews mit einigen mutigeren Menschen, die sich überwiegend verständnisvoll über die ZoF und Dr. Minde äußerten, obwohl man sich die Aussage des Liedes nicht ganz erklären konnte.

Die Oberbürgermeisterin kam. Sie stellte sich neben das Domportal und vor den Probst, der dort mittlerweile eine Art Wächterfunktion ausübte. Für die Menschen, durch die sie sich gerne hat drängen lassen, und vor den Kameras und Mikrofonen war sie eine imposante Erscheinung, unterstrichen von ihrem gepflegten Menjoubärtchen. Sie verlas eine Erklärung, wonach zunächst einmal und grundsätzlich jede Staatsbürgerin und jeder Staatsbürger das Recht auf freie Meinungsäußerung habe. Die gelte auch für die schriftliche Form an einem öffentlichen Ort, zu dem auch ein Gebäude einer Religionsgemeinschaft zähle. Aus der Sicht des Rates und nach ihrer eigenen Auffassung sei der Inhalt der Schrift abstrus. Etwaige Unterstellungen in Richtung des Staates seien absurd. Fran weise diese entschieden zurück. Offensichtlich sei der Ausnahmezustand der Verfasser, der auf ein

gestörtes Verhältnis zum Staatswesen schließen lasse. Die Oberbürgermeisterin fordere die ZoF auf, sich auf die Rechte und Pflichten von anständigen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern zu besinnen und von ihrem Irrweg abzulassen. Die Haltung der Kirche in dieser Angelegenheit nähme sie allerdings wunder. Denn sie dulde die Nutzung eines altehrwürdigen Portals als „Schwarzes Brett“ und leiste damit einer möglichen Aufwiegelung der arbeitenden Bevölkerung Vorschub.

Die Oberbürgermeisterin wartete kurz auf eine Reaktion der Bevölkerung. Die aber sang und trank weiter. Das Stadtoberhaupt entschuldigte sich daraufhin mit wichtigen Terminen und verließ, von Hilfskräften unterstützt, mit ernster Miene die Szene.

Eine Reporterin fragte den Domprobst, warum er denn das Pergament nicht abnähme. Seine Antwort lautete lapidar, er hätte die Weisung des Bischofs. Dieser ließ bei späteren Nachfragen verlauten, das Schriftstück sei nunmehr Eigentum der Kirche, da es durch Nägel in einem gewissen Sinne innig mit ihr verbunden wäre. Die Kirche fasse den Text als einen gebetsartigen Hilferuf zu Gott auf, der eine Zeitlang für alle Gläubigen auf ihrem Weg in den Dom sichtbar bleiben solle.

Weitere notorische Befragungen der Mengensmenschen ergaben die üblichen Meinungen: lustig, überflüssig, mal was Anderes, dummes Zeug usw., auch „Kinderlieder sind out“ und „Kinder kann man nicht bei Gott bestellen“.

Überall auf dem Platz sangen Jung und Alt. Aus dem Lied wurde ein Kanon, bei dem nur die gute

Laune den Einsatz diktierte. Aber auf die Zahl der Kinder, Mütter und Väter kam es musikalisch und überhaupt nicht an.

*

Die sensationellen Meldungen über die Ereignisse am Dom und dem eigenartigen Menschen mit seiner sonderbaren Fraktion verbreiteten sich schnell und im ganzen Lande. „Der Staat als Wolf – Werden unsere Kinder gefressen?“. So oder ähnlich lauteten die teils reißerischen Schlagzeilen auf den Titelseiten der meisten Zeitungen. Viele hatten die fünfundneunzig Strophen abgedruckt. Je nach Couleur und Leserschaft setzten sich die Artikel, marktschreierischer oder ernster, mehr mit dem „ungeheuren“ Ereignis oder mit dem Inhalt des Liedes auseinander. Zwar las man ab und zu noch etwa, der Staat hätte die Aufgabe, insbesondere den Frauen die Wahrnehmung ihrer Rechte und deren Pflichterfüllung in der Berufswelt zu erleichtern, die Kommentatorinnen (und -toren) hingegen konstatierten und konzedierten mehrheitlich, die Verfasser hätten mit ihrem modernisierten, modernen Kinderlied und der Form der Präsentation offensichtlich den Nerv der Zeit getroffen. Wenige Presseberichte erwähnten die Erklärung der Oberbürgermeisterin. Sie hätte wohl an den fröhlich feiernden Menschen vorbei geredet.

Eine Wochenzeitung beschrieb den Wandel der öffentlichen und veröffentlichten Meinung seit Dr. Michael Mindes erster Pressekonferenz. Mehrere Fo-

tos zeigten die ausgelassene Menschenmenge vor dem Dom. Ein Mädchen und ein Junge hielten, unterstützt von ihren Eltern, ein Transparent mit der Aufschrift „Abi Timberlu wir liben dich“ hoch. Der Bericht ging am Ende nochmals auf den Verlauf von „O'Brien lädt zum Plausch“ ein. Es erhebe sich die Frage, ob O'Brien, falls die Show programmgemäß bis zum Schluss gesendet worden wäre, den neuen Zeitgeist, nämlich die Betreuung der Babys wieder in die Verantwortung ihrer Eltern zu geben, im Sinne des *Zeitgeistgesetzes* nicht hätte feststellen müssen.

Alle Massenmedien brachten Hintergrundmaterial. Illustrierte Beiträge schilderten Mindes Biografie, die denen der meisten seiner Juristenkollegen vergleichbar war: Abitur, Studium, Promotion, Übernahme einer Kanzlei, Heirat, Familienvater. Ein Magazin erwähnte seine Mitgliedschaft in einer Studentenverbindung, worauf sich ein Exkurs in das farbentragende Studentenwesen anschloss. Ein anderes berichtete von Mindes Jagdleidenschaft, die zu einer Belastung für seine Ehe geworden sei. Frau Minde hätte an Depressionen gelitten, die ursächlich für ihre Wahnsinnstat gewesen seien.

Auch über die vermutlich sogar geistesgestörte Frau fanden sich neue Fakten: Trotz ihres Politikstudiums war sie weder vor oder während, noch nach dem Studium politisch aktiv oder hätte sich (für irgendetwas) engagiert. Eine Wochenzeitung unterrichtete ihre Leserinnen und Leser darüber, dass anfangs des 17. Jahrhunderts in Tangermünde ebenfalls eine Grete Minde lebte, die aus verletztem

Stolz und um ihr Erbteil betrogen die Stadt in Brand steckte. Sie raubte des Bruders einziges Kind und fand, wahnsinnig geworden, mit diesem und dem eigenen Kleinen den Tod auf dem brennenden Turm der Stadtkirche St. Stephan. Die Recherche schloss mit dem Hinweis, es handele sich hier nicht um eine Ahne der Kamikazefliegerin, da die Namensgleichheit zufällig sei. Frau Mindes Mädchenname sei Kohlhaas.

Indessen bekräftigte die ZoF in Anzeigen großer Zeitungen, im OrBit und auf Litfaßsäulen ihre Forderung nach der Herausgabe der Mindeschen Kinder und der Zurücknahme des *Babybetreuungsgesetzes*. Von Sportflugzeugen wurden Flugblätter gleichen Inhalts abgeworfen. In jedem Fall endeten die Schreiben mit dem rätselhaften Siegfriedsymbol.

Montag hielt nun den Zeitpunkt für gekommen, den Präsidenten des derzeitigen Tabellenführers in der höchsten Fußballliga anzurufen. Er war sein Schulfreund und bekannt dafür, (fast) alle Politiker am liebsten „auf den Mond schießen“ zu wollen. Insbesondere lehnte er das *Babybetreuungsgesetz* entschieden ab. Allein das Wort löste bei ihm Atembeschwerden aus, wenn er es etwa in Diskussionen seiner jungen Spieler hörte. Montag wusste auch, dass der Präsident den Dr. Minde deshalb für einen der „letzten Aufrechten“ hielt. Der Wunsch, diesen „echten Kerl“ vor dem kommenden Heimspiel in seinem Stadion sprechen zu lassen, war ihm denn auch Befehl.

Am nächsten Wochenende war das Stadion ausverkauft. Kurz vor Spielbeginn kündigte der Präsident

Dr. Michael Minde an und überließ ihm die Mikrofone.

„J'accuse!“ Die Stimme drang elektronisch verstärkt laut und hallend in die ungewöhnliche Stille des Stadions. „Ich klage die Regierung an, der Unfähigkeit, der Charakterlosigkeit, der bewussten Irreführung und des Handelns aus niedrigen Beweggründen. Ich klage sie an, den Menschen des Landes Schaden zuzufügen. Ich fordere die Herausgabe meiner Kinder und die Zurücknahme des *Babybetreuungsgesetzes*. Und ich beantrage, das *Zeitgeistgesetz* auf die gewaltige Zustimmung der Bevölkerung anzuwenden.“ Minde dankte für die Aufmerksamkeit der Zuschauer und wünschte allen ein gutes Spiel. Eine leise Welle begann mit kleinen Schwingungen, wurde zur La-Ola. Aber schon nach wenigen Umläufen brach sie ab, und die Menschen ballten ihre Fäuste und stießen sie mit jeder Silbe immer wieder in den Himmel: „Mi-cha-el, Tim-bu-Ktu“, und die Spieler liefen auf das Fußballfeld und klatschen Beifall.

Und die Schlagzeilen lauteten: „La-Ola für Dr. Minde“, „Fußballfans gegen Babinas“, „Zeitgeist im Fußballstadion“, „Referendum in der Arena“.

*

In Anbetracht der überwältigenden positiven Resonanz auf die Rede Dr. Mindes im Fußballstadion und in den Massenmedien brach die Regierung endlich ihr Schweigen. Die Regierungssprecherin verlas vor den Kameras und Mikrofonen aller Sender die fol-